

logische und petrographische Untersuchungen stützen, der Meinung, daß bei den angeführten problematischen Objekten Naturprodukte, zumindest zweifelhafte Stücke, vorliegen. Die bekannte Fundstelle Bilzingsleben, Kr. Artern, gibt uns die Möglichkeit, archäologisches Fundmaterial aus dem Mittelpleistozän zu untersuchen, das in jedem Falle älter ist als alle von W. Adrian vorgeführten „Altformen“ seiner Fundstellen. Bei Bilzingsleben liegen Geräte, Abschläge, Trümmer, Kerne, Spaltstücke, Gerölle etc. aus verschiedensten Gesteinen vor. Auf Grund der besonderen geologischen Situation ist anzunehmen, daß dieses Material ausschließlich vom Menschen zur Fundstelle gebracht worden ist, so daß nicht wie bei Funden in Kiesen und Sanden, Artefakte von Naturprodukten unterschieden werden müssen! Aber im gesamten altpaläolithischen Steinmaterial von Bilzingsleben ist nicht ein Stück jener problematischen Altformen zu entdecken bzw. ein derart deutlich von Menschen zugerichteter Nasenschaber, Wellenschaber (Diagonalgerät), Basischaber, Faustzinken etc. aufzufinden, der als Prototyp für eine dieser Formen und als Beweis für die Richtigkeit der Deutung der genannten Problematika als Artefakte gelten könnte. Es ist auffällig, daß diese Typen hier, wie auch in anderen eindeutigen altpaläolithischen Fundkomplexen, fehlen, sie aber in den problematischen Schotter- und Oberflächenfunden im Kontakt mit glazigenen und fluviatilen, feuersteinreichen Sedimenten immer wieder auftreten. Bei der Ausdeutung dieser Objekte als Artefakte wird sicherlich die Erkenntnisgrenze überschritten. Die Chopper und Chopping tools von Bilzingsleben sind aus anderen Gesteinen als Silex hergestellt. Ähnliche Formen aus Silex gehen wohl auf die beginnende Bearbeitung der Rohstücke zurück. Da sich nun die typologische Betrachtung, statistische Untersuchung und chronologische Einordnung teilweise auf die als problematisch anzusehenden Objekte beziehen, sind auch solche Darstellungen in diesem Sinne bedingt brauchbar, z. B. solche Hinweise, daß zwischen Geröll- und (Flint)-Knollengeräten zu trennen sei und die Knollengeräte „eine späte Sekundär-Entwicklung“ darstellen, „nachdem die Entwicklung der Geröllgeräte in südlicheren Breiten ihren Höhepunkt längst überschritten hatte“.

Mit diesen kritischen Bemerkungen soll nicht der große Wert herabgemindert werden, den die Arbeit zweifellos hat. Dem Fachkollegen Walter Adrian sei für seine Mühe, in langjähriger Arbeit — von seiner Frau unterstützt — das paläolithische Material von Ostwestfalen und Lippe zusammengetragen und in der umfangreich dokumentierten Art vorgelegt zu haben, herzlich gedankt.

Halle (Saale)

Dietrich Mania

Alfred Tode: Der altsteinzeitliche Fundplatz Salzgitter-Lebenstedt — Teil I: Archäologischer Teil. Böhlau-Verlag, Köln — Graz 1982. 71 Seiten, 6 Abbildungen und 138 Tafeln.

Die vorliegende Arbeit ist bestimmt, eine Lücke zu schließen. Soll doch die monographische Vorlage eines wichtigen mittelpaläolithischen Fundplatzes das Bild der altsteinzeitlichen Entwicklung in jener Periode um wesentliche neue Züge bereichern, zumal es im Flachland nördlich der Mittelgebirge kaum grabenes Material dieser Zeit gibt.

Es bezeichnet eine Krise der Paläolithforschung, wenn diese Erwartungen praktisch vollkommen unerfüllt bleiben. Zwar schreibt Tode (S. 9), man habe eine große Anzahl von Mitarbeitern wichtiger Nachbardisziplinen gewonnen, so daß „die Bearbeitung des reichen Materials ... besonders für die Gebiete Geologie, Zoologie und Archäologie ... eine so erhebliche Erweiterung, Vertiefung und Präzisierung der Erkenntnisse (erbrachte), wie man sie in den ersten Jahren nach der Ausgrabung nie hätte erreichen können“ —

aber für die Archäologie, die hier beurteilt werden kann, möchte der Rezensent das in Abrede stellen.

Bereits das erste Kapitel „Ausgrabung und wissenschaftliche Bearbeitung“ erbringt mehr als dürftige Informationen zur Situation der Fundstelle. Selbst wenn einzuräumen ist, daß die Geologie noch gesondert vorgelegt werden soll, kann der im Rahmen einer allgemein-topographischen Einleitung (S. 11–15) gegebene Grabungsgrundriß (Abb. 3) bestenfalls als derbe Faustskizze einer kurzfristigen Notbergung akzeptiert werden, keinesfalls als Plan einer Forschungsgrabung. Im Text wird zwar über die seinerzeit gewiß wichtigen Finanzierungsprobleme unterrichtet, auf die Deutung der im Tafelanhang immerhin gegebenen Plana von sieben Abbauschichten ([Falt-]Tafel 131–137) sowie des auf (Falt-)Tafel 138 gegebenen Süd–Nord-Profils mit horizontalierten Funden wartet man jedoch vergeblich. So bleiben auch die euphorischen Worte H. Schwabedissens im Vorwort (S. 7) zur relativen Einheitlichkeit des Materials trotz scheinbarer stratigraphischer Differenzierung unbelegt. Ob darüber noch etwas in den naturwissenschaftlichen Beiträgen zu erfahren ist? Da aber diese dem Verfasser zufolge (S. 9) bereits weitgehend fertiggestellt sein sollen, hätte man darauf Bezug nehmen können. Ohnehin erscheint der Übergang von der Topographie zur Archäologie unter Auslassung der konkreten geologischen Befundverhältnisse didaktisch denkbar ungünstig.

Die Archäologie selbst wird schließlich vertreten durch das Kapitel „1.2 Die paläolithischen Funde“ (S. 16–23). Im vorliegenden Teil I werden nur die Stein-Artefakte behandelt. Da können wir natürlich auch keine Übersicht über das Gesamtinventar erwarten; es heißt, man sei überrascht gewesen „durch (die) gute Erhaltung und durch die große Zahl der aus einer Fläche von 200 qm geborgenen Stücke“ (S. 16). Anschließend wird der „alles beherrschende Werkstoff Feuerstein“ vorgestellt, mit Hinweis auf „Gelegenheitsgeräte“ (Taf. 106–110), „die man als Oberflächen- oder Kiesgrubenfunde — weil ohne Fundzusammenhang — in ihrem Artefakt-Charakter z. T. bezweifeln würde“ (S. 16). Der Rezensent bezweifelt sie nach Autopsie der Tafeln auch — zu ähnlich sehen sie jenen „Quetscholithen“, die W. Adrian vor 35 Jahren in seiner außerordentlich subtilen und kritischen Untersuchung zu Recht ins Reich der Naturspiele verwiesen hat. (W. Adrian, Die Frage der norddeutschen Eolithen. Paderborn 1948.) Das Auftauchen zusammen mit echten Artefakten ist noch nicht einmal Beleg für ihren Manuport-Charakter, wenn hier (offenbar autochthon „in den Talschottern als Auswaschungsprodukt aus älteren Moränen“) „Knollen von mehr als 30 cm Durchmesser (vorkommen)“ (S. 16). Am Rande wäre noch eine Begriffsverwirrung anzumerken, wenn Tode bei den Funden von „Knollen . . . , Teile(n) von Knollen, Kernstücke(n) mit Abschlagspuren, Abschläge(n) und Abfallstücke(n), unfertigen oder zerbrochene(n) Geräte(n) und schließlich zahlreiche(n) Artefakte(n)“ spricht (S. 16). Mit Ausnahme der ersten beiden Gruppen umfaßt die Bezeichnung „Artefakt“ alle anderen Begriffe; sie ist offenbar mit „Gerät“ oder „Werkzeug“ verwechselt — ein besonders im Interesse des Paläolithikums Unkundiger besser vermiedener Irrtum.

Speziell wird es dann unter „1.2.3 Faustkeile und Vorformen“ (S. 17–18) — „annähernd 20 . . . und Teile davon“ lägen vor, „dann einige Kernstücke, die als Vorformen für Faustkeile angesprochen werden können“. Warum diese verwaschenen Angaben? Da anzunehmen ist, der Autor könne die Zahl der Artefakte feststellen, bleibt eigentlich nur die Schlußfolgerung, er sei sich, dem Material konfrontiert, mit seiner eigenen Klassifikation selbst im Ungewissen und vermeide deshalb die exakte Zuordnung (und dann Auszählung) jedes gefundenen Artefaktes in eine taxonomische Gruppe.

Das ist ihm nicht persönlich anzulasten, denn die Grenzen sind im Alt- und Mittelpaläolithikum, wie schon vielfach angemerkt, tatsächlich fließend. G. Bosinski (Die mittelpaläolithischen Funde im westlichen Mitteleuropa. Köln — Graz 1967) hat über die

Schwierigkeiten geschrieben, mittelpaläolithische Artefakte in ein System von Formtypen einzuordnen — und ist dann zur Tagesordnung übergegangen: zur Typologie. Dies ist, je weiter man technologisch in die Vergangenheit zurückkommt, angesichts der geringen Standardisierung der Artefakte eine immer drastischere Vergewaltigung des Materials — das Ergebnis wird stärker und stärker von der Subjektivität des Archäologen beeinflusst, der das natürlich merkt und sein Heil in verwaschenen Formulierungen sucht oder (und) in der scheinbaren Objektivität „alles“ (oder „alle typischen Stücke“) abzubilden.

Beide Wege werden hier begangen — der Tafelteil, auf den man bei der Besprechung der Artefaktgruppen immer mit zu sprechen kommen muß, umfaßt auch 119 (110 zeichnerische, 9 fotografische) Tafeln mit Artefaktdarstellungen. Auf Taf. 1—14 finden wir 11 Faustkeile, Taf. 15—26 beinhalten insgesamt 15 „Faustkeil-Vorarbeiten, Fäustel, Faustkeilspitzen, Faustkeil-Fragmente, faustkeilartige Kerngeräte, Vorformen für Faustkeile (mit und ohne Fragezeichen — der Rez.), Rohstücke (Vorformen für Faustkeile?)“. Die Beurteilung bleibt uns selbst überlassen, wie das in Einklang mit der o. g. summarischen Zählung zu bringen ist. Dabei hilft auch nicht der Vergleich mit den detaillierten „Erläuterungen zum Tafelteil“ (Punkt 4.1, S. 50—71), wo jedes abgebildete Stück wortreich beschrieben (ja sogar gemessen) wird: Aber die Abbildungen selbst bilden ja eine Selektion sicherlich großer, schöner, eben „typischer“ Stücke aus einer unbekanntem Gesamtmenge. Was soll man mit diesen Angaben anfangen. Der Rezensent behauptet, daß ihn die Faustkeile sehr an ein klassisches Mittel-Acheul, etwa im Toepferschen Sinne, erinnern — und anders denn zum Vergleich von Eindrücken, die erweckt werden durch Einzelstücke, kann man ja das vorliegende Sammelsurium der Tafeln nicht benutzen. (Freilich bin ich mir darüber im klaren, daß diese Behauptung nicht besser gesichert ist als Todes Vergleich mit Königsau: Doch dazu später).

Zurück zu den Faustkeilen. Tode verweist auf deren mittlere Größe (zwischen 9,5 und 12,5 cm Länge), bei gelegentlichem Auftreten von langspitzigen Micoque-Formen (Taf. 1,2 und 11) und zumeist beträchtlicher Dicke von über 4,5 cm. Uns scheint das häufige Auftreten einer schrägen Basisfläche (ganz deutlich bei Taf. 5,6,8 und 9) eher an Markkleeberg zu erinnern, und einen Faustkeil mit ausgezogener Spitze gibt es auch in Hundisburg (V. Toepfer, Jschr. mitteldt. Vorgesch. 45, 1961, S. 41, Abb. 2,1). Auch wenn es leider noch nicht gelungen ist, die metrischen Verhältnisse zur Grundlage einer inneren Gliederung des Acheuléens zu machen, sei hier eine Übersicht zu den relativen Längen, Breiten und Dicken der abgebildeten Faustkeile gegeben:

Nr.	Taf.	abs. L	rel. L	abs. B	rel. B	abs. D	rel. D
1	1,2	24,5	60,7	10,4	25,7	5,5	13,6
2	3,4	19,0	59,0	8,7	27,0	4,5	14,0
3	5,6	15,8	53,0	9,5	31,9	4,5	15,1
4	7	12,1	48,2	8,5	33,9	4,5	17,9
5	8	11,5	49,3	7,4	31,8	4,4	18,9
6	9	13,2	53,9	7,3	29,8	4,0	16,3
7	10	12,4	51,9	7,0	29,3	4,5	18,9
8	11	12,4	50,8	7,3	29,9	4,7	19,3
9	12(1)	9,2	48,7	6,0	31,7	3,7	19,6
10	12(2)	10,0	49,5	6,6	32,7	3,6	17,8
11	13	9,5	43,0	7,2	32,6	5,4	24,4
12	14	10,5	51,2	7,0	34,2	3,0	14,6

#### Vorarbeiten

13	15(1)	9,5	46,3	6,5	31,7	4,5	22,0
14	15(2)	10,8	54,5	5,0	25,3	4,0	20,2
15	16(1)	7,9	44,9	6,5	36,9	3,2	18,2
16	16(2)	8,2	48,0	5,5	32,1	3,4	19,9
17	19,20	15,5	48,7	11,0	34,6	5,3	16,7

(Nicht herangezogen wurden Taf. 17(1), (2) und 18(1), da fragmentarisch, 18(2), da möglicherweise Levallois-Kern, 21, 22, da sicher Kern (Querschnitt!) 23, 24—25. 26 — da als Kerne nicht sicher von „echten“ Faustkeil-Vorarbeiten unterscheidbar: alles Stücke, die wie die aufgeführten Vorarbeiten ihren absoluten Abmessungen nach die Herstellung von Kernen der unter Nr. 1—12 aufgeführten Größen nicht mehr zulassen.)

Trägt man die Relativwerte nun in das Längen-Breiten- und das Längen-Breiten-Dicken-Dreiecksdiagramm der Faustkeile des Mittelelbe-Saale-Gebietes ein (T. Weber, *Anthropol.* (Brno) 18, 1980, S. 249—267, mit Ergänzungen), so ergibt sich folgendes Bild: Den absoluten Längen und Breiten zufolge (Abb. 1) liegen die Lebenstedter Stücke im Variationsbereich der Acheuléen-Bifaces, eher sogar in dessen „oberen Teil“. Die zweiseitig bearbeiteten Stücke von Königsau zeigen sich demgegenüber durch geringere Länge und Breite, vor allem durch einen höheren Längen-Breiten-Index (Lage der Punkt-wolke näher an der Ordinate) aus.

Die Relativwerte der drei Hauptabmessungen zeigen im Dreiecksdiagramm (Abb. 2) ebenfalls getrennte Cluster. Während die Lebenstedter Stücke genau ins Schema der Acheuléen-Faustkeile passen, heben sich die Artefakte von Königsau durch höhere Längen- und geringere Dickenwerte davon ab. Es existiert nur eine kleine „Kontaktzone“ etwa in der Umgebung des Punktes „ $l = 53, b = 34, d = 13 \%$ “.

Unter 1.2.4 werden auf S. 18 (Taf. 27—41) die Kernsteine behandelt. Tode stellt zwei Gruppen heraus: dickere amorphe (Taf. 27, 28, 29.2) und flache Levallois-Kernsteinscheiben (34—36), denen vielleicht kleinere Diskuskernsteine angeschlossen werden können, z. T. wohl mit Arbeitskanten. 30.1 ist — nach Auffassung des Rezensenten — wahrscheinlich, 40.2 ganz sicher als Abschlag anzusprechen (ersterer sicher, letzterer möglicherweise mit Sekundärbearbeitung). Stücke wie diese (auch das konische Exemplar. Taf. 33) kommen im Acheuléen und im Mittelpaläolithikum vor, wenngleich die kleineren Disken eher an Königsau gemahnen als an die Funde aus älteren Technokomplexen. Vielleicht werden vergleichende metrische Analysen einmal die Einordnung erleichtern. Schlagsteine (1.2.5, S. 18—19) gibt es in Salzgitter-Lebenstedt (auch) aus Feuerstein; anschließend werden unter 1.2.6 die „Beidflächig retuschierte(n) Geräte“ behandelt (S. 19, Taf. 42—59). Hier dominieren die plumpen blattartigen Formen unterschiedlicher Bearbeitungsintensität, oft aus Abschlägen gefertigt und nicht immer leicht von Faustkeilen zu unterscheiden. Typologische Vergleiche fallen wirklich schwer, da schon hier keine Standardisierung zu beobachten ist — erst recht nicht im Vergleich mit den Artefakten anderer Fundstellen. Vielleicht kann einmal eine analytische Untersuchung — in Gegenüberstellung zu Königsau und Markkleeberg — Abhilfe schaffen, wenngleich die Fundanzahl für tragende statistische Schlüsse offenbar gering ist.

Bessere Aussichten dafür ergeben sich bei der Gruppe der „Einfachscharer und Spitzen“ (1.2.7, S. 20, Taf. 60—83). Unter den Spitzen werden auch „Levallois-“ und „Moustier-Spitzen“ herausgestellt (Taf. 60—66). Allerdings wurde keine „echte“ Levallois-Spitze ohne Kantenbearbeitung abgebildet. Insgesamt seien die „Schab- und Schneidegeräte“ der Gruppen 1.2.6 und 1.2.7 mit „weit über 100 charakteristischen Stücken vertreten“. Die „Einfache(n) Abschlagstücke, Spitzen, Breit- und Schmalklingen (fast nur in „Levallois-Technik“) ohne besondere Bearbeitung“ (1.2.8, S. 21, Taf. 85—105) „lassen das bunte Bild des angeschlagenen Knollenmaterials erkennen“, wobei die in der Fundschicht vorgefundenen unbearbeiteten „Rohknollen... nicht nur eine zufällige Größenverteilung, sondern offenbar teilweise einen gesammelten Vorrat für die Herstellung von Geräten dar(stellen)“. Darüber hätte man sich gern nähere Auskunft gewünscht! Die vorherrschende Technologie sei die der Levallois-Abschläge, nur einige wenige Stücke (10 von 1 000) wären clactonoid. Ungefähr ein Zehntel der Abschläge habe eine weitere Bearbeitung erfahren (vgl. dazu Weber/Schäfer, *Z. Archäol.* 17, 1982, S. 1—30; Wan-

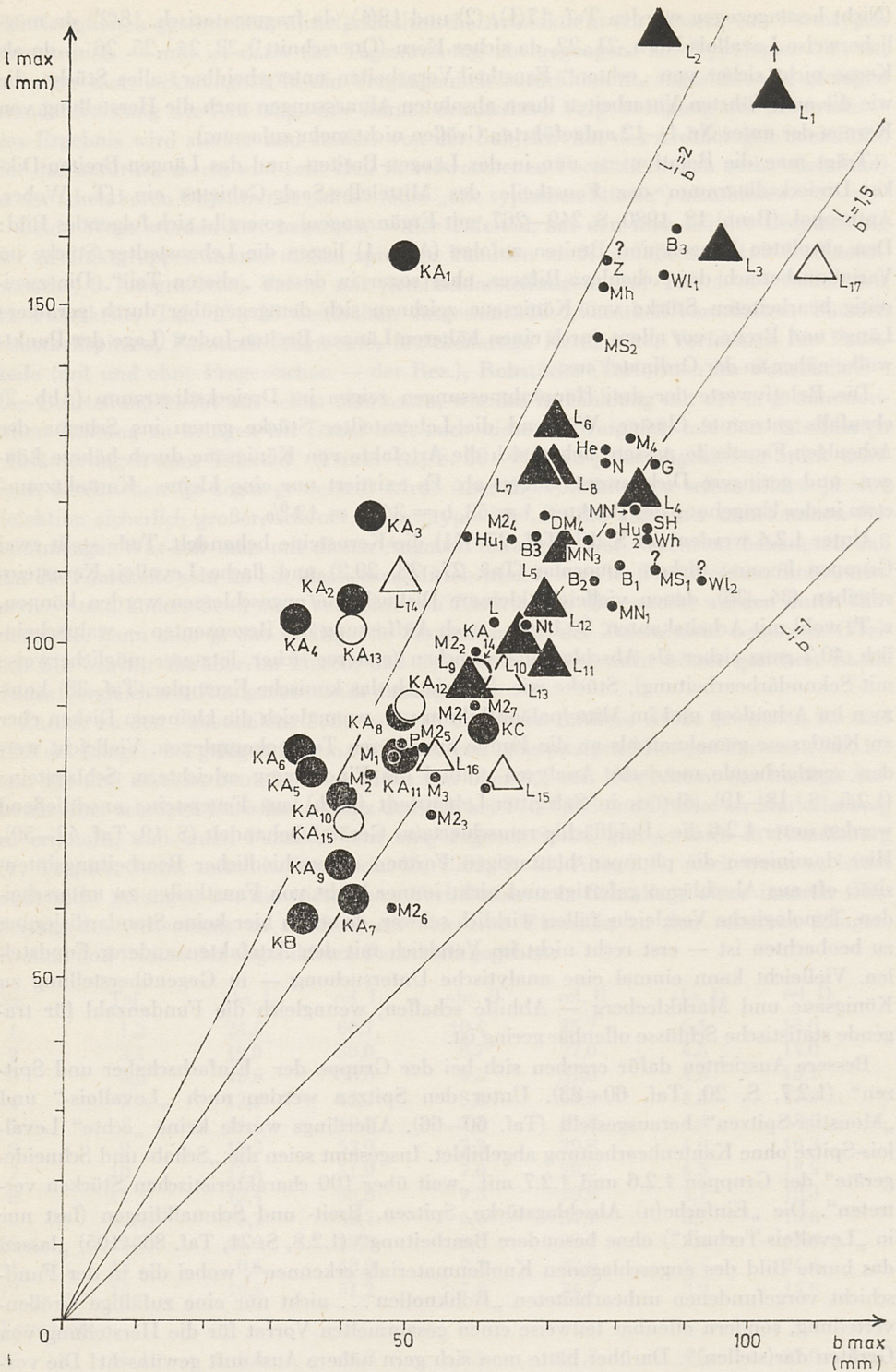


Abb. 1. Längen und Breiten der Lebenstedter Zweiseiter (gefüllte) und Vorarbeiten (leere Dreiecke), der Zweiseiter von Königsau (schwarze Kreise, Vorarbeiten weiße Kreise) sowie der Acheuléen-Faustkeile (kleine schwarze) und Vorarbeiten (kleine weiße Kreise)

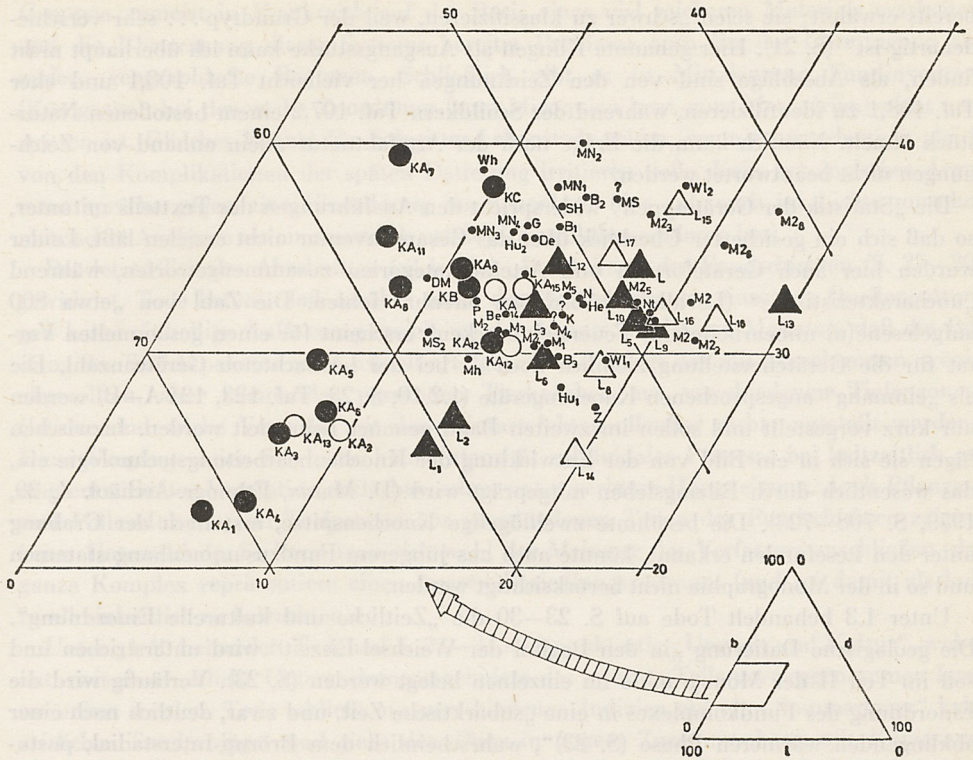


Abb. 2. Relative Längen, Breiten und Dicken der Zweiseiter von Salzgitter-Lebenstedt, von Königsau und aus dem Acheuléen im Dreiecksdiagramm. Symbole siehe Abb. 1  
Abkürzungen auf den Abbildungen

- |            |                                       |    |                                  |
|------------|---------------------------------------|----|----------------------------------|
| L          | = Salzgitter-Lebenstedt (mit Ziffern) | Mh | = Mannhaven                      |
| KA, KB, KC | = Königsau A, B, C (mit Ziffern)      | MN | = Magdeburg-Nord (mit Ziffern)   |
| B          | = Barleben (mit Ziffern)              | MS | = Magdeburg-Salbke (mit Ziffern) |
| Be         | = Bertingen                           | N  | = Naumburg                       |
| DM         | = Dessau-Mosigkau                     | Nt | = Nieplitztal                    |
| G          | = Gerwisch                            | P  | = Parchau                        |
| He         | = Helfta                              | SH | = Seebach-Höngeda                |
| Hu         | = Hundisburg (mit Ziffern)            | Wh | = Werdershausen                  |
| L          | = Loitsche                            | Wl | = Weddersleben (mit Ziffern)     |
| M          | = Markkleeberg (mit Ziffern)          | Z  | = Zehnen                         |

gen 29, Wallendorf 20, Memleben 14, Markkleeberg 20,3, Bertingen 5, Magdeburg-Nord 22, Hundisburg 11; Königsau A<sub>3</sub>7, B<sub>4</sub>3, C<sub>1</sub> 5%). „Levallois-Basisretusche“ (damit sind wohl facettierte Schlagflächenreste gemeint) trete an mehr als 100 Abschlagen, Spitzen, Breit- und Schmalklingen auf — das wären über 10 % (vgl. dazu Weber/Schäfer, Ethnogr.-Archäol. Z. 24, 1983, S. 458 — 479: Wallendorf 5,38, Memleben 6,45, Markkleeberg 1 (Teilkomplex) 9,86, Markkleeberg 2 24,58, Bertingen 15,13, Magdeburg-Nord 20, Hundisburg 18,06; Königsau A<sub>3</sub> 21,5, B<sub>2/4</sub> 31,2, C 35,1 %), etwa 35 Stücke (3,5 %) seien „Schmalklingen“ (vgl. T. Weber 1983: Wallendorf 1,08, Memleben 0, Markkleeberg 1 2,59, Markkleeberg 2 7,07, Bertingen 3,36, Magdeburg-Nord 8, Hundisburg 8,32; Schäfer, D., Ethnogr.-Archäol. Z. 24, 1983, S. 480—503: Königsau A<sub>3</sub> 4,8, B<sub>2/4</sub> 4,3, C 6,3 %). Die „Gelegenheitsgeräte“ (1.2.9, S. 21—22, Taf. 106—110) wurden

bereits erwähnt; sie seien „schwer zu klassifizieren, weil der Grundtyp . . . sehr verschiedenartig ist“ (S. 21). Hier genannte Klingen als Ausgangsstücke kann ich überhaupt nicht finden, als Abschläge sind von den Zeichnungen her vielleicht Taf. 106,1 und eher Taf. 108,1 zu identifizieren, während der Schildkern Taf. 107,2 einem bestoßenen Naturstück ähnelt. Nämlich kann die Frage nach der Artefaktnatur allein anhand von Zeichnungen nicht beantwortet werden.

Die „Statistik der Gerätetypen“ widerspricht den Ausführungen des Textteils mitunter, so daß sich ein gesicherter Überblick über das Gesamtinventar nicht erzielen läßt. Leider wurden hier auch Geräteformen und Artefaktkategorien zusammengeworfen, während „uncharakteristische“ (Levallois?-)Abschläge offenbar fehlen. Die Zahl von „etwa 800 aufgelesene(n) unbearbeitete(n) Feuersteinbrocken“ erscheint für einen gesammelten Vorrat für die Geräteherstellung ziemlich hoch — bei der beobachteten Geräteanzahl. Die als „einmalig“ angesprochenen Knochengерäte (1.2.10, S. 23, Taf. 123, 124 A—B) werden nur kurz vorgestellt und sollen im zweiten Band genauer behandelt werden. Inzwischen fügen sie sich in ein Bild von der Entwicklung der Knochenbearbeitungstechnologie ein, das wesentlich durch Bilzingsleben mitgeprägt wird (D. Mania, *Ethnogr.-Archäol. Z.* 20, 1979, S. 708—723). Die berühmte zweiflügelige Knochenspitze, erst nach der Grabung unter den Lesefunden erkannt, könnte auch aus jüngerem Fundzusammenhang stammen und so in der Monographie nicht berücksichtigt werden.

Unter 1.3 behandelt Tode auf S. 23—30 die „Zeitliche und kulturelle Einordnung“. Die geologische Datierung „in den Beginn der Weichsel-Eiszeit“ wird unterstrichen und soll im Teil II der Monographie im einzelnen belegt werden (S. 23). Vorläufig wird die Einordnung des Fundkomplexes in eine „subarktische Zeit, und zwar, deutlich nach einer abklingenden wärmeren Phase (S. 23)“, wahrscheinlich dem Brörup-Interstadial, postuliert. Vergleichsmaterial liegt nur in Gestalt relativ unsicherer Sammelfunde aus Kiesgruben oder von Oberflächenfundplätzen(?) vor, die eher an Lebenstedt angehängt werden könnten, als daß sie selbst eine Einordnung des Komplexes in eine der frühweichselzeitlichen Formengruppen gestatteteten.

Um dies in einem weiteren geographischen Rahmen doch noch zu bewerkstelligen, unternimmt Tode den Versuch, den Fundbestand zusammenfassend zu charakterisieren. Die Faustkeile werden als breitreieckig-massiv gekennzeichnet, mitunter mit ausgezogener Micoque-Spitzenpartie. Daneben kämen weitere beidseitig flächenretuschierte Artefakte vor, D-förmige Schaber und Blattspitzen-Vorformen. Zahlreiche Abschläge seien (im Gegensatz zu spezifischen Micoque-Fundplätzen) in Levallois-Technik hergestellt. Die Knochen- und Geweihgeräte wiesen eine für das Mittelpaläolithikum „erstaunlich entwickelte Bearbeitungstechnik“ (S. 24) auf.

Auf Grund dieser Beobachtungen lehnt Tode die von Bosinski vorgenommene Zuordnung des Inventars zum Jungacheuléen ab, spricht vielmehr von einem „eigenen Gepräge“ dieses Komplexes (immer eine sehr einfache Lösung!), das zustande gekommen sei im Ergebnis der Mischung verschiedener Einflüsse ost- und westeuropäischer Formengruppen, die gerade denkbar sei angesichts der größeren Mobilität kaltzeitlicher Jäger, die dem Wild folgen müßten über weite Steppen- und Tundrenflächen mit geringer, das Schweifen nicht hindernder Vegetation. Tatsächlich zeige (deshalb) auch keine der in Mitteleuropa ergrabenen Stationen dieser Zeit eine eindeutige Zuordnung zu einer der klar umrissenen Formengruppen eines Jungacheuléens, eines Moustériens oder eines Micoquiens. Dieser Gedanke ist ebenso originell wie unbewiesen. Zunächst sind die Formengruppen Produkte typologischer (und gerade im Alt- und Mittelpaläolithikum oftmals gänzlich selektiver) Betrachtungen (ihre Abgrenzung und Definition ist deshalb — man denke an „Tayacien“ oder „Taubachien“ — häufig ziemlich umstritten). Technologische Analysen haben nicht alle diese kulturellen Einheiten bestätigt. Zudem wurden diese

Gruppen zumeist in Frankreich auf der Basis eines viel reicheren Materials erarbeitet, und die Übertragung dieses Systems bereitet Probleme auch bei der Übertragung auf andere geographische Regionen. Schließlich gibt es in Mitteleuropa Fundinventare (Königsau), bei denen die Zuordnung (zum Micoquien bzw. zum Moustérien) nicht umstritten ist. Gleiches könnte für Salzgitter-Lebenstedt gelten, wenn man sich nicht gleich von den Komplikationen der späten Datierung irritieren ließe. Kein typologisches Argument spräche gegen eine Einordnung ins Acheuléen (das sich auch im Lichte morphometrischer Analysen als eine ziemlich valide Konstruktion erwiesen hat).

Der letzte Teil des Abschnittes 1.3 ist der „Beurteilung der Fundschichten (S. 27–30) gewidmet. Tode betont, daß darüber unter den Bearbeitern der einzelnen Quellengattungen keine einhellige Auffassung erzielt werden konnte. Er ist der Meinung, daß die Bildung des Schichtpaketes recht schnell erfolgt sei, und belegt das mit umgelagerten, wenig abgerollten, aber zueinander passenden Tierknochen aus verschiedenen Tiefenzonen. (Leider sind solche Versuche mit den Flintartefakten offenbar nicht angestellt worden.) Diese Vorgänge seien durch die hohe Intensität solifluidaler Prozesse bei kaltzeitlich gering entwickelter Vegetation erklärbar, schon unter geringer Hangneigung. Auch Pflanzen- und Pollen-Inhalte von Torfproben aus verschiedenen Teilen der Fundschichten zeigten keine Unterschiede. So kann man sich wohl der Meinung des Verfassers anschließen, der ganze Komplex repräsentiere einen kurzen Besiedlungszeitraum (und sei damit als kulturell einheitlich zu betrachten).

Unter „1.4“ behandelt Tode auf S. 31–34 stichpunktartig „Umwelt und Kultur“, wobei naturwissenschaftliche Untersuchungsergebnisse des zweiten Teils vorweggenommen bzw. resümiert werden. Tode schließt aus verschiedenen Indizien auf ein „Sommerlager“ kaltzeitlicher Tundrenjäger und sieht den Platz in engem Zusammenhang mit Königsau. Über die Menschenreste (S. 34) wird ausgeführt, daß man auf Grund dreier geborgener Schädelteile einen „Prae-Neandertaler“ (Kleinschmidt, Teil II) postulieren könne.

Punkt 2 bringt auf S. 35–38 eine „Zusammenfassung“ mit der Wiederholung der wichtigsten Teile des knapp bemessenen Textes, auch in Französisch (S. 39–42) und Englisch (S. 43–46). Ein knappes Literaturverzeichnis beschließt auf S. 47–49 den Textteil, dem sich der „Tafelteil“ anschließt — zunächst werden auf S. 51–71 „Erläuterungen zu den Tafeln“ gegeben. Hier findet man nur die Artefaktzeichnungen (Taf. 1–110) mit Verweisen auf Artefaktfotos (Taf. 111–122) berücksichtigt; in Gestalt simpler Bildbeschreibungen werden Einzelheiten zu den Silices aufgezählt (typologische Einordnung, Koordinaten, Maße, Farbe, Darstellung der Bearbeitungsspuren), die größtenteils nur unter dem Gesichtspunkt der Inventarisierung interessant sind — wissenschaftlich (etwa für den Vergleich mit anderen Inventaren) kann man mit ihnen kaum etwas anfangen.

Tafel 123–124 zeigt Knochenartefakte, 125–130 Grabungsfotos, 131–137 Plana der einzelnen Fundschichten, 138 die Verteilung der horizontalisiert eingemessenen Funde, alle ohne nähere Erklärung außer dem im Text Gesagten. Zusammenfassend muß festgestellt werden, daß die Arbeit von Tode die Erwartungen nicht erfüllt, die man hinsichtlich der monographischen Vorlage eines so wichtigen Fundkomplexes hegen mußte. Sie widerspiegelt — und dies ist weniger dem Verfasser anzulasten als der Situation, in der sich heute viele Archäologen befinden, die ihr „Handwerk“ schon vor Jahrzehnten gelernt haben — tatsächlich eine „Krise der Paläolith-Archäologie“: die Unmöglichkeit, mit konventionellen Methoden sinnvolle Aussagen über das Geschehen jener Zeiten zu gewinnen. Die hier praktizierte Betrachtung exzeptioneller Einzelstücke bildet einfach keine tragfähige Grundlage auch nur für die klassifikatorische Ordnung des älteren und mittleren Paläolithikums; dies zeigt sich in der heillosen Begriffsverwirrung hinsichtlich der Abgrenzung von Formengruppen, einer Verwirrung, der auch Tode nicht entgehen konnte. Der Ausweg einer „objektiven Materialvorlage“, der Abbildung zahlreicher Stücke, auf



deren Basis sich dann andere „selbst ein Urteil bilden können“, ist eigentlich kein Ausweg — man schiebt das Problem nur vor sich her (und den „Schwarzen Peter“ dem nächsten zu), wenn die kulturelle Zuordnung der Artefakte dem kundigen Leser überlassen wird. Dieser kann nur mit der dem originalen Fundbestand gegenüber quantitativ und qualitativ eingeschränkten Quellenbasis der Abbildungen und Artefaktbeschreibungen arbeiten — und wird, klassischer Methodik folgend, auch wieder nur Einzelstücke dieses Komplexes mit Einzelstücken anderer Inventare vergleichen können: Einzelstücke besonders auffallender Prägung, die nach D. Clarke (in: *Models in Archaeology*. London 1972, S. 1—60) ein verzerrtes Bild geradezu provozieren. An der zusammenfassenden Beurteilung ganzer Inventare (und dies ist im Alt- und Mittelpaläolithikum wegen der geringen Standardisierung der Artefakte nur mittels analytischer Techniken möglich) führt kein Weg vorbei, wenn man einen Erkenntnisgewinn erzielen will.

Halle (Saale)

Thomas Weber

Marion Lichardus-Itten: Die Gräberfelder der Großgartacher Gruppe im Elsaß. Saarbrücker Beiträge zur Altertumskunde Band 25. Hrsg. von R. Hachmann und Walter Schmitthenner. Rudolf Habelt Verlag GmbH, Bonn 1980. 217 Seiten, 1 Karte, 10 Pläne und 33 Tafeln.

Das Anliegen dieser Arbeit ist gleich in den ersten Sätzen des Vorwortes pragmatisch zum Ausdruck gebracht worden, nämlich mittels Gräberfeldanalysen eine chronologische Untersuchung zu einer jungsteinzeitlichen Kulturerscheinung vorzunehmen. Und wenn die Verfasserin dabei auf metallzeitliche Epochen verweist, in denen dieses Verfahren „als Grundlage der Forschung anerkannt ist“, so vermeint man die lenkende Hand des mitherausgebenden Prähistorikers deutlich zu spüren. Es soll jedoch ebenfalls gleich zu Anfang auf den gewaltigen Unterschied in der statistischen Ausgangsbasis verwiesen werden, unter deren Einschränkung alle Ergebnisse zu sehen sind!

Es geht um zwei Gräberfelder im Elsaß (S. 17—94), das von Lingolsheim mit 43 Bestattungen einheitlicher Orientierung bzw. Mitgift und das von Erstein mit 29 Gräbern, wobei die Zahl der auswertbaren Zusammenfunde weitaus geringer liegt. (Man denke nun an die Größe etwa jastorfzeitlicher Gräberfelder, bei deren Auswertung die Kombinationsstatistik denn auch Erfolge zeitigte!) Diese Friedhöfe werden zunächst vorgestellt, Angaben zum Ritual und zu den Trachtsitten gemacht und damit schließlich verschiedene Gruppen erarbeitet. Im Anschluß an diesen Vorgang stehen die Funde im Brennpunkt, von denen vor allem die Keramik genauester Betrachtung unterzogen wird. Die methodische Grundlage (Analyse des Gefäßes als Einheit, Kombination von Eigenschaften erbringen die Typbildung, Gesellschaften von Keramiktypen führen zu Merkmalgruppen) war bereits auf S. 12 dargelegt worden. Die Verfasserin gliedert in verschiedene Gefäßgattungen und -formen, die in sehr unterschiedlicher Anzahl vertreten sind, wobei die Bauchknickgefäße auf beiden Gräberfeldern überwiegen. Die Behandlung der Verzierungen nach Technik und Motiven geschieht sehr ausführlich, weil hierauf letztlich die Konzeption der Merkmalgruppen beruht, welche wiederum als Gräberfeldphasen verstanden werden (S. 68, 94). Zur Überprüfung dieses Ansatzes erfolgt dann das Einbeziehen der übrigen elsässischen Gräber und die Gesamtvorlage der chronologisch auszuwertenden Funde in einer kombinationsstatistischen Tabelle auf Abb. 57. Anschließend werden auch die wenigen südwestdeutschen Gräber zum Vergleich gebracht und gleiche Entwicklungsprinzipien konstatiert. Auf dieser Beobachtung gründet sich bei der Interpretation der Ergebnisse (S. 109) der Satz: „Die Tatsache, daß auch hier keine Gräber existieren, die kennzeichnende Merkmale der verschiedenen Gruppen in sich vereinigen, bekräftigt die